

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vareler Unterhaltungsblatt. 1850-1859 1856

17.5.1856 (No. 20)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-968686](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-968686)

W o c h e n s c h r i f t f ü r g e m e i n n ü t z i g e s I n t e r e s s e .

Wochenschrift für gemeinnütziges Interesse.

1856.

« Sonnabend, den 17. Mai. »

№ 20.

Tagesgeschichte.

Frankreich. Da kriegerisches und diplomatisches Interesse für die nächste Zeit die guten Pariser nicht von Betrachtungen abhalten wird, so denkt man sie durch festliche Neuigkeiten zu beschäftigen. Die Vorbereitungen werden im großartigsten Maßstabe für die Feier und Feste der Taufe des kaiserlichen Prinzen getroffen. Der Kaiser will Alles übertreffen, was bei den Taufen des Königs von Rom und des Herzogs von Bordeaux geschehen. Prachtvolle Zierrathen werden bei den geschicktesten Goldarbeitern und Goldstickern bestellt, um den Altar von Notre-Dame und den Klerus zu schmücken. Dem Gebrauche gemäß werden jene kostbarkeiten Eigentum des Schatzes der Kirche, wo jene Ceremonie vor sich ging. In der Sakristei von Notre-Dame sieht man noch die Kasula, geweihten Gefäße u. s. w., welche bei der Taufe des Königs von Rom und des Herzogs von Bordeaux gebraucht wurden. Nach den Festen werden der Kaiser, die Kaiserin und das kaiserl. Kind nach Biaritz übersiedeln.

Großbritannien. Der tapfere General Williams, welcher Karls so ruhmvoll vertheidigte, ist von der Königin zum Baronet erhoben und das Unterhaus hat ihm 1000 £ jährliche Pension bewilligt. — Der Armees ist für ihre Leistungen im letzten Kriege der Dank votirt; nach amtlicher Angabe verlor sie 32,450 Mann.

Italien. Der sardinischen Deputirtenkammer ist die Note mitgetheilt worden, welche Graf Cavour den Westmächten übergab. Es wird darin die furchtbare Härte der reactionairen Regierungen in Italien seit sieben Jahren geschildert. Nie seien die Kerker und Gallerien voller gewesen von politischen Verurtheilten, nie die Zahl der Proscribirten beträchtlicher, niemals die Polizei veratorischer, der Belagerungszustand nie so hart angewendet. Was in Rom vorgehe, beweise dies nur zu sehr. Die Milde durch den Congreß habe die italienischen Völker in neuester Zeit ruhiger gemacht; nun sie aber getäuscht worden, sei es gewiß, daß die Aufregung heftiger als je werde; überzeugt, daß sie von den Diplomaten nichts zu hoffen haben, werden sie sich mit südlichem Feuereifer von neuem der revolutionairen Umsturzparthei hingeben und Europa zum flammenden Heerd von Berschwörungen machen, die trotz aller Härte zum Ausbruch kommen werden.

Türkei. Um die unruhigen Araber im Zaum zu halten, sandte der Sultan als neuen Scherif einen ganz alten Mann mit weißem Bart nach Mekka. Aber er kann nicht in's Amt gelangen, denn der bisherige Scheriff will nicht abtreten, sondern behauptet — mit den Thatsachen übereinstimmend — der Sultan sei dem Glauben des Propheten untreu geworden. 50,000 bewaffnete Araber stehen ihm zur Seite und wollen auch die Pilger nicht in die Stadt lassen, da das Osmanenreich durch die neuen Reformen beschmutzt sei.

Rußland. Wenn auch leider wahr ist, daß die russ. Regierung die Leibeigenschaft und andere Lasten des Bauers gegenüber dem Adel in der ganzen Härte fortbestehen lassen will, so ist es dagegen ersichtlich, daß sie auf dem Handelsgebiete durchaus vorwärts will, vielleicht weil sie einsieht, daß sie nur in solcher Weise mit dem übrigen Europa concurriren kann. In Polen hat der Statthalter neuerdings mehrere Erlasse zur Erleichterung des Handels und Ackerbaus publicirt und sogar der Polizei ist größere Höflichkeit als bisher eingeschärft.

Preußen. Die „Zeit“, die man für ein Organ des Herrn von Manteuffel hält, kritisiert den am 15. April zu Paris abgeschlossenen Separatvertrag zwischen Oestreich, Frankreich und England, zur Aufrechthaltung der Türkei, sehr ungünstig. Dieser Traktat zeige, daß man dem eigentl. Friedensvertrag mißtraue und lasse eine immerwährende Intervention der 3 Mächte in den innern Angelegenheiten der Türkei zu. Dies sei auffällig und bedenklich.

Der Fleischverbrauch in London.

Wo in aller Welt findet sich wohl eine so ungeheure Menschenmenge in beschränktem Raum zusammengedrängt, als in London? Eine Gesellschaft von dritthalb Millionen Seelen! — Die ganze Schweiz mit ihren Bergen und Thälern, mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern hat lange nicht so viel Menschenköpfe aufzuweisen, wie hier innerhalb der Hörweite der Glocken von St. Paul zusammen wohnen. — Und nun eben so viele Menschenwagen und Mäuler! Wie wird solche Menge tagtäglich gespeist und gefättigt, wie den materiellen Bedürfnissen dieser hungrigen Menge jeden Tag Gerüge geleistet? Denken wir fürerst nur an den Fleischbedarf. Die Londoner

sind bekanntlich die größten Fleischverzehrer der Welt. Wer weiß nicht von der englischen Roast- und Beefsteaks-Liebe? Werweilen wir, ehe wir den eigentlichen Fleischmarkt London's besuchen, erst einige Augenblicke beim Viehmarkt. Dieser, mitten in der City gelegen und von allen Seiten mit Schlacht- und Knochenhäusern umgeben, ist viel zu klein, viel zu beengt, um all' das Vieh zu fassen, das für die Consumtion der Weltstadt bestimmt ist. Das lebendige Gewühl von Ochsen, Schaaßen, Schweinen und andern Vierfüßlern, das an einem Markttage in Smithfield (dem Marktplatz) zusammengedrängt ist, übersteigt alle Vorstellung, und die armen Thiere werden noch lebendig so aufeinander und an einander gedrängt, wie hinterher ihr Fleisch im geräucherten, gepökelten und gesalznen Zustande. Dieser Anblick müßte den Mitgliedern einer Gesellschaft, welche sich zur Verteidigung der Thierrechte constituirt hat, Anlaß zu den peinlichsten Betrachtungen geben. Der ganze Markt zeigt nichts als eine Masse geduldig sich schmiegender Wölfe, ungeduldiger, aber festgebundener Hörner und barbarischer, den Wilden gleichender Treiber, die rücksichtslos mit ihren Stöcken unter die lebende Viehmasse hineinfahren. Um sich einen Begriff von dem ungeheuren Fleischverbrauche London's zu machen, muß man wissen, daß im vorigen Jahre nicht weniger, als anderthalb Millionen Schaaße, 300,000 Ochsen, 100,000 Kälber und 127,000 Schweine zu Markte gebracht und geschlachtet worden sind. Alles dieses Vieh wird fast ausschließlich auf den Eisenbahnen nach London gebracht. Aber England allein reicht bekanntlich nicht hin, um London mit Fleisch zu versorgen, und Holland, Dänemark, Holstein und wir Oldenburger haben in neuerer Zeit von der Abschaffung der Zollgebühren Gebrauch gemacht, um Schaaße und Ochsen nach England zu führen. Die Consumtion von Schweinefleisch hat in den letzten Jahren in London sehr abgenommen, während die von Hammelfleisch verhältnißmäßig im Steigen begriffen ist. —

Außer dem Viehmarke sind aber auch noch zwei ungeheure Fleischmärkte, wobin das in den Provinzen geschlachtete Vieh aus allen Ecken England's gelangt, und man zählt nicht weniger, als 36,000 Tonnen Fleisch, die jährlich von diesen Märkten in London zur Verzehrung kommen. Das fordert nicht weniger als 500,000 Schaaße und 160,000 Ochsen, die in den Provinzen geschlachtet worden und also zu den oben angegebenen Zahlen hinzugezählt werden müssen. Früher waren 80 engl. Meilen (ca. 10 deutsche) die weiteste Entfernung, aus der man mit einiger Sicherheit frisches Fleisch auf den Londoner Markt bringen konnte. Heutzutage ist fast keine einzige Grafschaft, die nicht ihren Beitrag an Fleisch zu der Versorgung London's liefert, und ganz Aberdeen z. B. ist ein Schlachthaus für London geworden. Es ist mit Sicherheit vorauszusetzen, daß mit der Zeit der Fleischmarkt dem Viehmarke solche Concurrnz macht, daß mit dem Viehmarkt auch die Schlachthäuser aus London verschwinden werden. Das Fleisch, das aus den englischen Provinzen nach London verführt wird, ist das beste und schönste, das man sehen kann, und bei weitem dem Fleische der Ochsen und Hammel vorzuziehen,

die in London selbst geschlachtet werden. Da die Fracht für gutes Fleisch nicht theurer ist, als für das geringere, so kann man sich denken, daß nur die besten Stücke nach London gebracht werden, weshalb auch Newgate market, wie der vornehmste Fleischmarkt heißt, der eigentliche Markt für das aristokratische Viertel, für das s. g. West end ist.

Geschichte der Flasche.

In England und Irland ist jetzt wieder ein Heftchen von acht Bildern sichtbar und vielfach unterm Volke verbreitet, welches bereits vor ungefähr zehn Jahren die Runde machte. Es stammt von George Cruikshank, den man mit Recht den Sittenprediger mit der Nadirnadel nennen kann. Held und Heldin dieser Geschichte in Bildern sind aus der Proletarierwelt herausgerissen, ein Arbeiter und dessen Weib. Auf dem ersten Blatte wird die Flasche zum ersten Mal zum Vorschein gebracht, und der Mann veranlaßt seine Ehehälfte, auch einmal „einen Schluck zu nehmen.“ Auf dem zweiten sieht man den Arbeiter, wie er wegen Trunkenheit aus der Arbeit entlassen ist und Kinder ausschickt, um die Flasche wieder lassen zu können. Das dritte Blatt zeigt, wie das Ehepaar gemeinschaftlich Trost in der Flasche sucht, während der größere Theil ihrer Habe gepfändet wird. — Auf dem vierten erblickt man Beide mit den Kindern auf der Straße betteln, als unzeitrennliche Gefährten die volle Flasche mit sich führend; das fünfte stellt sie auf's Neue dar, in dem Augenblick darin Trost suchend, wo ihr jüngstes Kind vor Kälte, Hunger und Glend stirbt. Das sechste Blatt führt jene entsetzlichen Streitigkeiten und grausamen Mißhandlungen des Weibes ein, welche die unausweichlichen Folgen des häufigen Gebrauches der Flasche sind. Auf dem siebenten tödtet der Mann im Zustande trunkenen Wuth sein Weib mit dem Werkzeug all' ihres Glendes; auf dem nächsten und letzten sieht man den letzten und schrecklichsten Triumph der Flasche; Mutter und Säugling auf der Bahre, Sohn und Tochter in Verbrechen und Vaster versunken auf der Straße und den Vater als Tollwüthigen im Irrenhause. Die acht Blätter, auf denen die verschiedenen Stufen der Trunksucht mit Meisterhand dargestellt sind, werden jetzt nach unserm Geld ungefähr für fünfzehn Groschen verkauft und bilden auf diese Weise eine Abhandlung für das Volk als Warnung gegen den Trunk, viel ergreifender und wirksamer, als sie irgend eine Schrift liefern oder ein Duzend Predigten an das Herz legen könnte.

Ein angenehmes Getränk.

Ein vortreffliches, erfrischendes und angenehm schmeckendes Getränk, welches auch vielen Kranken zu empfehlen ist, ist das moussirende Zuckerwasser. Man bereitet solches auf folgende Art: Ein halber Eimer und einige Quart Wasser werden zum Kochen gebracht und darin 4 Pfund Zucker aufgelöst. Man läßt die Flüssigkeit bis auf 18 Grad R. abkühlen, setzt dann 2 Tassen voll gute Bierhefen hinzu und füllt das Ganze auf ein Halbeimer-



faß und legt es in den Keller. Die Gährung wird bald anheben, und die Hefen durch den Spund ausgestoßen werden. Man füllt von Zeit zu Zeit von der zurückgebliebenen Zuckerauflösung nach und erhält das Faß immer so weit voll, daß die Hefe herausfließen kann. Bemerkt man kein Aufstoßen mehr, so wird das Faß fest verspundet, und rubig liegen gelassen. Hat man nichts von dem Zuckerwasser übrig behalten, so kann das Auffüllen auch mit reinem Wasser geschehen. Nach einigen Tagen untersucht man, ob die gesehene Flüssigkeit hell geworden ist, und zieht sie dann, wenn dieses der Fall ist, auf gläserne Weinflaschen. In jede Flasche thut man zuvor etwa $\frac{1}{2}$ Loth weißen, in Stücke geschlagenen Zucker, verkorkt sie gut, verpicht sie und stellt sie aufrecht in einen kühlen Keller. Nach einigen Tagen ist das Getränk zum Trinken fertig. Die Flüssigkeit fängt bei dem Oeffnen der Flaschen an zu moussiren, wie der beste Champagnerwein, und wirft nicht selten den Stöpsel von selbst ab. Dieses Getränk ist also ein stark mit kohlensaurem Gas imprägnirtes Wasser, das eine geringe Menge Alkohol enthält. — Schwache, dünnwandige Flaschen darf man nicht anwenden, weil diese oft zerprengt werden; am besten sind dabei Champagnerweinflaschen. Will man dem Getränk einen noch angenehmeren Geschmack geben, so nimmt man die gelbe Schale von zwei frischen Citronen und läßt sie mitgähren. Sonst kann man wohl etwas Delzucker von Citronen- und Drangeblüthenöl und dergleichen hinzusetzen.

Die schrecklichste Nacht meines Lebens.

Unverschiebbare Geschäfte nöthigten mich im Winter 1853 eine Reise nach dem westlichsten Theile von Illinois zu machen. Von Eisenbahnen und Postwagen war in dieser Gegend keine Spur. Ich setzte mich also zu Pferde. Die Wege waren schlecht und der Wind wehte mich kalt an. Die Sonne stand bereits tief und wurde durch eine schwarze Wolkenmasse am Horizonte verdunkelt, als ich in der Ferne in der öden dünnbewaldeten Gegend ein altes Blockhaus erblickte, eine Seltenheit da. Einladend sah es nicht aus und ich bereuete fast, meine Büchse nicht bei mir zu haben.

Trotz der Winterzeit war die Luft mit Electricität überladen und Alles deutete darauf hin, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Es herrschte eine unheimliche Stille, die nur bisweilen von dem eben so unheimlichen Rauschen des Windes unterbrochen wurde. Die schwarze Wolke im Westen zerriß einige Mal und dann glühete in ihr ein blendendes weißes Licht auf. Donner aber hörte ich noch nicht.

Ich war dem Blockhause unterdeß so nahe gekommen, daß ich erkennen konnte, die Thür stehe weit offen, denn rother Feuerchein, jedenfalls von dem Heerde, leuchtete heraus. Sie wurde indeß bald zugemacht und Alles war nun dunkel um mich her. Ich stieg endlich vom Pferde, band dies an, machte die Thür auf und trat ein. Nur eine alte Frau und ein Knabe waren zu sehen, eine sehr hagere runzelige Frau in einem verschoffenen Kattunkleide und einer altmodischen Haube und ein Knabe von auffallender Schönheit. Die Alte sagte, sie sei die Groß-

mutter des Knaben und Vater und Mutter desselben todt. Sie nahm mich gar gastfreundlich auf und setzte mir bald frischen Hirschbraten vor, dem ich tüchtig zusprach.

Nachdem ich gegessen und mit der Alten genug geplaudert hatte, ließ ich mir ein Nachtlager anweisen. Sie führte mich eine breite alte Treppe hinauf und in ein großes unmeubliertes Gemach, eine Art Bodenkammer, die nicht gediebt, sondern nur leicht verschalt war, so daß das Licht von dem Heerde unten durch die Ritzen heraufschimmerte. Die Kammer hatte nur ein Fenster, in welchem überdies mehrere Scheiben zerbrochen waren. Ehe ich mich niederlegte, sah ich durch das Fenster hinaus und erkannte, daß das Gewitter rasch heranziehe und wahrscheinlich fürchtbar werde. In der Kammer stand nur eine alte Bettstelle mit Matratze und wollener Decke neben zwei wackeligen Stühlen.

Trotz dem drohenden Gewitter konnte ich der Ermüdung nicht widerstehen; ich legte mich nieder und schlief in der That sehr bald ein. Mit Einemmale war es mir, als schwimme ich in einem Feuermeere; ich fuhr aus dem Schlafe auf und ein entsetzlicher Donnerschlag betäubte mich fast. Ich erkannte sofort, daß der Blitz das Haus getroffen habe. Die Feuermasse fuhr an der Wand meinem Bette gegenüber nieder und erfüllte die Kammer mit solch grellem Lichte, daß mir die Augen schmerzten. Gleich darauf aber war Alles wiederum finster.

Mir war die Haut über den ganzen Leib wie verfenstert, sonst aber hatte ich keine Verletzung erbalten.

Sobald ich meine Gedanken wiederum einigermaßen sammeln konnte, rief ich nach der alten Frau unten.

Ich erhielt keine Antwort.

Ueber mir rollte der Donner noch immer.

Ich rief nochmals und lauter, aber ohne bessern Erfolg.

Da stand ich auf, warf mich rasch vollends in die Kleider und tappte die Treppe hinunter. Auf dem Heerde lagen noch glühende Kohlen, die ein mattes Licht verbreiteten, das mir leuchtete.

An meiner Uhr war es ein Viertel nach Mitternacht. Ich sah und hörte nichts von den beiden Bewohnern des Hauses. Ich rief, erst leise, dann laut, aber vergebens. Endlich trat ich zu den Kohlen auf dem Heerde, zündete einen Span an und leuchtete umher. Was ich erblickte, vergesse ich nicht, so lange ich lebe.

Die, welche ich suchte, sah ich an der andern Seite des Heerdes in einer dunkeln Decke, da, wo die alte Großmutter mit dem schönen Enkel sich wohl aus Furcht vor dem Gewitter niedergekauert hatte und wo — der Blitz niedergefahren war.

Die Alte lag da, ein schwarzgebrannter Leichnam; über sie beugte sich der Knabe, vom Blitz geblendet, stockblind!

Das Feuer-Lösch- und Rettungswesen in Barel.

Bei dem am 10. d. M. stattgehabten Probiren der hiesigen Spritzen haben sich dem Einsender dieses fol-



gende Bemerkungen aufgedrängt, die er zu einer öffentlichen Besprechung bringen möchte.

Erstlich hat es sich abermals ergeben, daß sämtliche drei Sprühen für die hiesige Stadt bei Weitem nicht mehr genügen, daß sie durchaus nicht geeignet sind, ein Feuer zu löschen, sondern höchstens noch dazu dienen können, die bei einem ausbrechenden Brande benachbarten Gebäude zu decken. Die Sprühen haben sich schon länger als 30 Jahre in dem Zustande befunden, den wir jetzt gesehen haben; seit 30 Jahren werden aber größere Gebäude gebaut, als früher, und hierauf muß Rücksicht genommen werden.

Daß wir bisher, wenigstens seit mehreren Jahren vor Brandunglücken verschont geblieben sind, dafür können wir der Vorsehung nicht genug Dank wissen, aber wir dürfen uns dadurch nicht einlullen lassen, und fast scheint es so, weil nichts für eine Verbesserung des Böschwefens geschieht; sondern es ist unsere Pflicht, darauf zeitig bedacht zu sein, wie man einem ausbrechenden Feuer Herr werden will. Ist doch unsere Stadt eben so leicht solchen Unglücksfällen ausgesetzt wie jeder andere Ort; deshalb Hand an's Werk gelegt und recht bald eine neue Sprühe angeschafft. Die verschiedenen, hier vertretenen Versicherungsgesellschaften werden gewiß dazu beitragen, nicht minder die Herren Fabrikanten und Kaufleute, und den Rest deckt die Stadtkasse.

Zweitens wird mit dem Probiren der Sprühen eine andere Einrichtung getroffen werden müssen, denn bei jeder Probe vernimmt man laute Beschwerden, daß viele Herren sich der Theilnahme bei der Probe unter allerlei Vorwänden zu entziehen suchen, ja daß sogar einzelne Fabrikanten ihren Arbeitern die Erlaubniß verweigern, auf ein Paar Stunden aus der Arbeit zu gehen, um der Probe beizuwohnen, während sie bei einem vielleicht sie selbst treffenden Unglücke gewiß werden verlangen werden, daß die Mannschaft mit den Sprühen zu Hülfe eilen sollen.

So lange die jetzige Vöschordnung noch besteht, muß derselben auch nachgekommen werden, oder man schaffe eine Aenderung, salarire z. B. bei jeder Sprühe 12 Mann, die jährlich bei der Probe die Sprühen bedienen, auch dieselben bei einem Brandunglücke nach der Brandstätte schaffen. Die dadurch entstehenden Kosten werden von denjenigen Herren, welche durch das Probiren u. genirt oder doch gestört werden, gewiß mit leichter Mühe gebracht werden können.

Also frisch an's Werk, die Brand- und Sprühenmeister werden gern behülflich sein, dann sind auch diese mancher Unannehmlichkeit überhoben.

Notizen.

In Westerstede wird am 8. Juni ein Liederfest stattfinden, wozu Säger aus nah und fern geladen sind. Die Festordner wollen ihr Möglichstes thun, die Feier zu einer eben so frohen als würdigen zu gestalten und den Gästen den Aufenthalt in Westerstede angenehm zu machen; es darf daher wohl erwartet werden, daß Viele der freund-

lichen Einladung folgen. — In der vormärzlichen Zeit waren die Sägerfeste häufiger, aber seit dem Jahre 1848 erschlafften die Männer-Gesangvereine mehr und mehr, so daß manche nur noch dem Namen nach fortvegetiren. Möge das Liederfest zu Westerstede dazu beitragen, sie zu neuem und kräftigem Leben zu erwecken!

Der unschuldige Dieb Wegen Börsendiebstahls angeklagt stand neulich ein unschuldiger Junge vor dem Magistratsgericht zu London. Sein Verteidiger rettete ihn durch Nachweis, daß der Kläger nicht darauf schwören konnte, er habe diese Börse auch wirklich eingesteckt, als er sein Haus verließ. „Ich selbst,“ so schloß er seine Verteidigung, „dachte, als ich heute früh mein Haus in Russel-Square Nr. 50 und 50 verließ, meine Uhr eingesteckt zu haben; doch besann ich mich nachher und weiß gewiß, daß ich sie in meinem Schlafzimmer auf der rechten Seite habe hängen lassen.“ Jetzt entstand Unordnung und Lärm unter den Zuhörern und der Richter rief „Ordnung.“ Eine Viertelstunde nach diesen Worten fuhr eine Droschke im vollen Carriere vor dem Hause des Verteidigers in Russel-Square vor. Ein junger Herr sprang heraus, klopfte wüthend, und verlangte im Namen des Herrn rasch die goldene Uhr von der rechten Seite seines Schlafzimmers. Das Dienstmädchen gehorchte eiligst, und der junge Herr ging eiligst mit der Uhr davon. Er begegnete noch einer zweiten Droschke, aus welcher ebenfalls ein junger Herr sprang, eiligst an demselben Hause klopfte und dieselbe Uhr forderte. „Ist schon geschickt worden,“ sagte das Dienstmädchen verwundert, bis eine dritte Droschke vorfuhr, aus welcher der freigesprochene Dieb sprang und dieselbe Uhr forderte. Jetzt ging dem Mädchen ein Licht auf; sie schrie: „Haltet den Dieb!“ Er wurde gehalten, war aber wieder unschuldig, da ihm, wie er hernach erzählte, zwei seiner glücklicheren Kollegen, die bei allen öffentlichen Verhandlungen wegen Diebstahls eifrige Zuhörer bilden, zuvorgekommen seien, obgleich er dem Droschkenfahrer doppeltes Fahrgeld versprochen habe.

Verdienst eines Kattunwebers in der Oberlausitz. In einem schmalen Stück Kattun (Ritte) von 145 Ellen hat ein geübter Weber 14 bis 18 Tage zu arbeiten, angenommen, daß er von früh fünf bis Abends acht Uhr fleißig ist und je nachdem er gutes oder schlechtes Garn dazu bekommt. Der Weberlohn hierfür beträgt 1 Thlr. 25 Ngr., hiervon geben 23 Ngr. 7 Pf. Verläge ab und so bleiben 1 Thlr. 1 Ngr. 3 Pf. Dies auf nur 15 Arbeitstage vertheilt und die Woche zu sechs Arbeitstagen gerechnet, ergibt einen wöchentlichen Verdienst von 13 Ngr. 4 Pf. Schlägt man aber die Zeitverschümmniß der zu dieser Arbeit nöthigen Gänge auf einen halben Tag an und rechnet die beiden in jene Arbeitszeit fallenden Sonntage mit, so ergibt sich, daß der Weber täglich 1 Ngr. 8 Pf. für sich hat.

